Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 51

Artikel: Der ertrunkene Fridolin [Schluss]

Autor: Zahn, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645297

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 51 — 1915 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 18. Dezember

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Der Zeitbrunnen.

Von Hans Huber.

Ich steh am Brunnen, das Wasser rauscht
Aus ehernem Drachenmund —
Und rauscht und läuft und sprudelt hervor
Als fände es keinen Grund . . .
Kreisende Wellen im Becken rund
Sehe ich spielend werden,
Und kreisende Wellen wiederum
Sehe ich lachend sterben . . .

Immer und immer wiederum rauscht
Aus grinsendem Drachenmund
Das Wasser ohne Ruhe und Rast,
Das Wasser Stunde um Stund — — —
Im Becken spielt es kringelnd sich
Entgegen dem jähen Rand,
Zieht weiter stets den wellenden Ring
Bis an die marmorne Wand . . .

Empor aus dunkler Tiefe dräut
Von schwarzem Erz ein Rohr —
Verschlingt so viel der kühlen Flut,
Als der Drachenmund verlor . . .
Im gurgelnden Schlunde seufzt es laut,
Und singt und rauscht und lacht —
Das Wasser hat die Sonne geschaut
Und stürzt entgegen der Nacht . . .

Im Drachenmund sich die Zukunft birgt —
Die gegenwärtige Zeit
Kreisend und spielend im Becken ruht —
Und müde Vergangenheit
Zieht durch des Rohres finsteren Schlund
Tief in den nächtlichen Schacht . . .
So flieh'n uns Menschen Stunde und Stund —
Das Wasser rauscht Tag und Nacht.

Das obenstehende Gedicht entnehmen wir aus Hans Hubers Gedichtbändchen „Amboßgeläute", das eben im Verlage der Buchhandlung des Schweiz. Grütlivereins, Zürich, erschienen ist. — Weder aus dem Bildnis des Verfassers, das dem Büchlein beigegeben ist, noch aus den Gedichten erkennt man den ehemaligen Lokomotivführer wieder; das ist aber auch nicht nötig, da eine weite Entwicklung hinter ihm liegt. Nur eines möchten wir in diesem Zusammenhang dem Dichter wünschen: daß er, aufbauend auf das wohlbegründete Gefühl seines selbsterrungenen Dichtertums, nun dieses Gefühl auf sich beruhen lassen und im Sinne des obenstehenden schönen Gedichtes objektiv wahr, beschaulich klar, das Leben beobachtend weiter dichten möchte. Wir finden in seinem Büchlein eine ganze Reihe solcher prächtig gegenständlich aufgebauter, feinempfundener und formgelungener Gedichte. Das literarische Vorbild Hubers ist leichterkennbar („Lichter Morgen", „Sterbender Abend"). Am Studium C. F. Meyers mag er immerhin noch die einfache, klare Linie, die gedankliche Geschlossenheit des Gedichtes erarbeiten. Dem literarisch Gebildeten kann Hubers Gedichtbändchen viel Interessantes bieten.

Der ertrunkene Fridolin.

Von Ernst Zahn.

Er war eben dabei in dem Wust von Streit und Groll, der sein Leben mit der Rosa war, nach den tiefsten Gefühlen dieser seiner Frau zu graben, da hielt ihm von hinten jemand die Augen zu. Es gab ihm einen ordentlichen Ruck. Dann wurde er böse und machte sich los. Das Blut war ihm ins Gesicht gestiegen. Es fiel ihm aber ein, daß es niemand anders als die Margrit sein konnte, die hinter ihm stand, und der Zorn verflog. Dafür kam die Niedergeschlagenheit mit doppelten Gewichten wieder.

„Woher kommst du," fragte er die junge Verwandte lahm und mit hängendem Kopf.

„Ich war in Altdorf," gab sie Bescheid. Dann warf sie einen Blick auf sein Abendbrot, das noch kaum berührt war. „Du hast, meine ich, keinen Hunger," fügte sie hinzu.

Sie hatte ein festliches blaues Kleid an, da sie doch in der „Stadt" gewesen war. Die schönen, langen, blonden Zöpfe trug sie nicht mehr offen, sondern um den Kopf gewunden. Ihre Augen waren heiter und groß und warm und dem Wuchse nach war sie auch bald kein Kind mehr.

„Da soll einer essen," murrte Fridolin.

„Was ist denn wieder?" fragte sie. Es war kein Geheimnis mehr, wie der Fridolin mit seiner Frau stand. Seine Mutter jammerte daheim jeden Tag der Margrit die Ohren voll.

„Was soll sein," gab er zurück. „Immer das gleiche. Aber" — er schwang sich plötzlich auf die Beine und schwor in einem wütigen Trotz. „Jetzt mache ich ein Ende."

„Jesses," sagte die Margrit. Sie erschrak halb, halb machte sie sich über ihn lustig. Es war nicht das erste Mal, daß er dergleichen Drohungen ausstieß. Nur — diesmal sah er doch recht verzweifelt aus.

„Ich gehe ins Wasser," murrte er.

„Lieber nicht," gab die Margrit zurück und schaute ihn mit so lustigen Augen an, daß ihm zu anderer Zeit das Herz bis an den Hals geklopft haben würde.

Aber diesmal drang die Sonne ihrer Heiterkeit nicht durch seine Trübsalswolken.

„Ich ertrage es einfach nicht länger," ächzte er.

„Lauf doch davon," riet das Mädchen.

Er sah sie an. „Sie würde mich suchen und finden, und wenn ich im Mond säße," erwiderte er. Es wäre zum Lachen gewesen, wenn er nicht ein so verzweifeltes Gesicht gemacht hätte.

„Dumm ist die Rosa nicht," lobte er hierauf, „und furchtsam auch nicht, mag sie sonst sein, was sie will."

„Geh ins Kloster," spottete Margrit.

Da wendete er sich zornig ab.

Aber sie war mit ihren Räten noch nicht am Ende. „Tue doch dergleichen, wie wenn du tot wärest," schlug sie ihm jetzt vor.

Er hörte nur halb darauf und griff nach seiner Heugabel. Aber sie kam ihm nach und erklärte sich deutlicher. Sie habe einmal gelesen, wie einer, der Grund gehabt, seine Spur auszulöschen, seine Kleider am Ufer eines tiefen Sees niedergelegt, so daß man allgemein angenommen, er sei ertrunken, was aber keineswegs der Fall gewesen, da er sich nur geflüchtet.

„Papperlappap," zürnte Fridolin und machte sich an die Arbeit.

Die Margrit sah, daß sie ihm heute mit Zuspruch nicht beikam. Sie ärgerte sich über seine Dickhäutigkeit; denn sie fing schon an, ein verwöhntes kleines Frauenzimmer zu sein. Achselzuckend drehte sie sich ab und ging davon.

Fridolin wendete sein Heu. Er war in einer merkwürdigen Stimmung. Einmal war er unzufrieden mit sich selber, er hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß die Margrit böse mit ihm war. Sie gefiel ihm auch heute so wie noch nie und das Herz klopfte ihm toll. Dann hatte er noch immer die verzweifelten Todesgedanken. Und endlich zwitscherte aus der Dumpfheit seiner selbstmörderischen Gelüste eine Hoffnung wie ein fremder Vogel. „Kannst es nicht machen, wie das Wetterhexlein, die Margrit, sagt?"

Es war ein Wirrwarr in seinem Kopf und seinem Herzen, als ob er auch da mit seiner Gabel das unterste zuoberst gekehrt.

Fridolin Inderbitzi war darauf viele Wochen sehr nachdenklich. Es schien ihn etwas sehr zu beschäftigen. Aber die Rosa meinte, das sei die gewohnte Muckerei.

Eines Tages ging er nach dem Viehmarkt in Andermatt. Am frühen Morgen schon. Und es wurde stockfinstere Nacht und der Mensch war noch nicht daheim. Frau Rosa war ein wenig unruhig. Je näher die Stunde gegen Mitternacht rückte, um so rastloser wurde sie. Und um so aufgebrachter. Sie ging von einer Stube in die andere, vom Haus in den Stall und umgekehrt. Unter der Haustür blieb sie immer lange stehen und sah in die Nacht hinaus. Der Mutter, die nach Fridolin gefragt hatte, war sie barsch übers Maul gefahren: Er werde schon kommen, der Lump. Man könne ihn nirgends hinschicken, allein, den Fridolin. Wenn der einen Bekannten treffe, dann gehe er gleich mit ihm ins Wirtshaus, und das wäre jetzt schon der vierte Rausch seit ihrer Verheiratung, den er sich antrinke. Als ob sie ganz sicher wäre, daß er sich da oben in Ursern betrunken hätte! Wie sie das so in allem Grimm daher geredet hatte, legte sie sich in Gedanken auch schon die Strafe zurecht, die der Mann diesmal haben sollte. Leicht sollte sie nicht sein. Aber merkwürdig — je öfter sie so in die Nacht hinausstarrte, die still war und aus welcher immer keine Schritte kamen und immer nicht, um so öfter war in ihr neben dem Grimm ein Herzzittern. Ein Einfall kam ihr: Wenn er im Rausch durch die wilde Schöllenen hinuntergegangen war, im Dunkeln vielleicht schon, wer weiß, da könnte ihm doch etwas geschehen sein! Den Rausch gab sie nicht auf, aber die Möglichkeit eines daraus sich ergebenden Unfalls gestand sie sich nach und nach zu. Aus der Erkenntnis kam die Furcht, aus der Furcht kamen Selbstvorwürfe. Am Ende war sie mit ihrem Mann nicht immer gewesen, wie sie hätte sollen! Die Vorwürfe weckten die Liebe auf. Rosa sah den Fridolin vor sich. Was für ein hübscher, gutmütiger Mensch er doch war!

In dieser Nacht legte sie sich nicht schlafen. Es trieb sie weiter umher von Stube zu Stube und vom Haus in die Straße. Als der Morgen graute, ließ sie liegen was lag und stehen was stand, nahm ein Tuch um und lief nach dem Telegraphenamt. Sie telegraphierte an einen Bekannten nach Andermatt. Nach einer Stunde erhielt sie die Antwort, daß Fridolin sich, freilich nach Einbruch der Dämmerung auf den Heimweg begeben und sein Ausbleiben unbegreiflich scheine. Frau Rosa schossen die Tränen aus den Augen, als sie das las. Sie ging auf ihre Kammer und kam nach einer Weile im schwarzen Kleid und Hut herunter. Zum erstenmal redete sie sanft und geduldig mit der Mutter, bat sie, etwas zum Rechten zu sehen, bis sie wieder komme und stand auf Befragen mit zuckender Lippe Rede, dem Fridolin müsse etwas geschehen sein. Ganz bestimmt! Sie fühle es in sich.

Mit dem ersten Zuge fuhr sie nach Göschenen. Sie fragte dort und erhielt keine Auskunft. Aber von Andermatt aus hatten Fridolins Freunde, ein Unglück vermutend, schon die Schöllenen durchsucht und am steilen Reußufer zwischen den Steinen Hut und Stock gefunden, das eine hier, das andere dort. Sie empfingen die Rosa mit bedenklichen Mienen. Es mußte schon sein, der Fridolin war tot, ertrunken! Und sie hatten Mitleid mit der hübschen braunen Frau, die bei der Nachricht die scharfen Brauen zusammenzog und deren Lippen mit dem schwarzen Schnurrbartansatz so tapfer das Weinen zurückhielten. Sie stand einen Augenblick stumm und als ob sie Mühe hätte, sich zu fassen. Es fehlte ihr aber in Wirklichkeit gar nicht an Kraft, sondern es schössen ihr nur eine Menge Gedanken auf einmal durch den Kopf. Wenn er im Dusel da hineingefallen war, der Fridolin? Oder wenn er ihr zu Leid

und Aerger und mit Fleiß ins Wasser gegangen wäre, wie er ihr auch schon gedroht hatte. Beides verdroß sie und drängte das Bedauern und die Selbstanklage, die sich regen wollten, zurück. Sie fand auch gleich ihre Entschlossenheit wieder. Ja, Sapperment, es müßte doch etwas getan werden. Sie wolle Gewißheit haben. Und wo denn die Ortsvorsteherschaft sei? Man müsse doch nach dem Toten suchen!

Das gaben die Männer als richtig zu und folgten ihr nach Andermatt zurück, von ihrer Resolutheit ein wenig aufs Maul geschlagen.

In Andermatt lief die Rosa zum Gemeindepräsidenten. Sie suchte sogar den Platzkommandanten heim; denn sie wollte gründliche Hilfe haben.

Und es geschah, daß während zweier Tage nicht nur Bauern mit langen Stangen die Reuß absuchten, sondern daß sogar eine Abteilung Soldaten aufgeboten wurde, welche die Nachforschungen mit aller Gründlichkeit unterstützten.

Die Rosa wohnte so lange des Nachts in einem Gasthause in der Nähe und war den ganzen Tag auf den Beinen und bei den Suchenden.

Sie fanden aber nichts. Trotz aller Mühe.

„Man sollte meinen, er sei gar nicht hineingefallen," sagte ein Bauer. Aber die andern hielten ihm entgegen, daß sie es doch schon oft erlebt hätten, wie die wilde Reuß ihre Toten nicht mehr hergäbe, wenn sie sie nicht nach Tagen in den See hinuntertrage.

Auch im See aber landete der Fridolin nicht.

Die Rosa trug also Witwenkleider und ließ Messen um den Toten lesen. Sie gab auch alle Anzeichen, daß sie inskünftig noch ein wenig sauerer und böser sein werde als bisher.

Der arme, verlorene Fridolin! Auch seine Mutter und die blonde Margrit mit den leuchtenden blauen Augen betrauerten ihn sehr. Die Margrit hatte nur hinter dem Weinen etwas wie ein Lachen. Schon gleich von Anfang an. Und es war merkwürdig, wie früh die beiden Frauen die schwarzen Kleider wieder ablegten. Die Margrit bekam in der Folge hie und da einen Brief aus dem Welschland drunten über der Grenze. Sie mußte da eine Bekanntschaft mit einem Melker auf einem großen Gut gemacht haben. Vielleicht führte das zu einer Heirat. Hindernisse schienen freilich im Wege zu sein; denn die Augen der Margrit waren oft sehr nachdenklich. Aber sie war klug. Vielleicht wußte oder fand sie eines Tages einen Weg, wo jetzt noch keiner war. Sie war seit Fridolins Tode sehr freundlich mit seiner Witwe, die das auch aus irgend einer Herzensweichheit gut aufnahm. Sie gelangten sogar zu einer Art Vertraulichkeit aus Verdienst der Margrit. Und am Ende hatte diese vielleicht der neuen Freundin eines Tages etwas anzuvertrauen. Es sah manchmal so aus, als ob sie etwas auf den Lippen habe. Vorläufig sprach sie nur mit aller Vorsicht zuweilen von dem — ertrunkenen Fridolin. Daß es doch schade um ihn sei. Sie durfte auch schon den leisen Vorwurf einfließen lassen, daß die Rosa, die Freundin, mit ihrer allzugroßen Scharfheit vielleicht ein wenig schuld an seinem Tode sei. Sapperment, klug war sie, die blonde Margrit, wußte, daß Sünder gern ein Opfer bringen, um einer Schuld ledig zu werden. Und es sah ganz so aus, als wollte und würde sie die Rosa, die Witwe, just so weit bringen, daß die bereit war, die Welt auf den Kopf zu stellen, wenn — wenn nur der Ertrunkene wieder lebendig würde.

— Ende. —

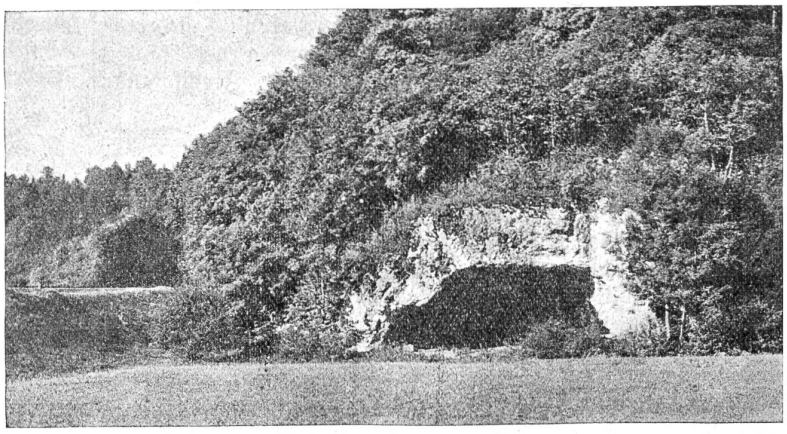
Aus der Urgeschichte der Kunst.

Die Urgeschichtsforschung ist deshalb so interessant, weil sie sozusagen Tag für Tag neue überraschende Tatsachen zutage fördert. Eine der eklatantesten ist die, daß die Urmenschen keineswegs geistesschwache, im tierischen Triebleben aufgehende Geschöpfe waren, sondern daß sie im Gegenteil einen außerordentlich entwickelten Kunstsinn und eine hervorragende Kunstgewandtheit besaßen. Man hat aus den Höhlenfunden mit Staunen erkannt, daß die Kunst ebenso alt ist, wie die Menschheit überhaupt, daß man fast in Variierung des Bibelwortes sagen könnte: Im Anfang war die Kunst — Kunst im reinen Sinne des Wortes verstanden — als bewußte oder unbewußte Betätigung des Schönheitssinnes. Wer also eine Geschichte der Kunst zu schreiben hat, muß in die ältesten Zeiten der Menschheitsgeschichte hinuntersteigen.

Man unterscheidet bekanntlich in der Urgeschichte die folgenden Kulturperioden (s. „Berner Woche" 5. Jahrgang Nr. 9):

1. die ältere Steinzeit (Paläolithikum) vor 6000 vor Chr.;
2. die jüngere Steinzeit (Neolithikum) bis zirka 2500 vor Chr.;
3. die Bronzezeit (Pfahlbauer) bis zirka 900 vor Chr.;
4. die Eisenzeit (Helvetier) bis zum Einbruch der Römer 58 vor Chr.

Der Eiszeit- oder Diluvialmensch lebte fast ausschließlich von der Jagd. Er tötete das Renntier und das Pferd und aß deren Fleisch, er fing das ungeschlachte Mammut und den gefährlichen Höhlenbären in überdeckten Gruben. Seine Waffen und Geräte verfertigte er aus Tierknochen und Feuerstein. In die Felle der Tiere kleidete er sich und in Höhlen und unter überhängenden Felsen fand er Schutz vor den Unbilden der Witterung. Und in diesen primitiven Wohnstätten fand man nun, was einen in



Höhle Kesslerloch bei Thaingen. (Jüngere Steinzeit.)